

Nachdruck verboten.

11) Der Unkenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

Voltmar lachte auf. „Entschuldigen Sie, Rober. Wenn Sie so weit ausholen —! Ich hab' keinen Augenblick Zeit. Was giebt's denn eigentlich?“

„Ich will mich nicht aufdrängen,“ sagte Rober, noch immer beleidigt. Die schlaffe Gestalt war wie aufgeblasen von dem Gefühl, in seinen besten freundschaftlichsten Absichten zurückgewiesen zu sein.

Richard hielt ihn fest. „Mein Gott, so schließen Sie doch endlich los, Rober!“ sagte er mit gezwungener Jovialität. „Was haben Sie denn Welterstatterndes? Ich bin ja gespannt wie 'n Luchs.“

Rober schüttelte halb entrüstet, halb besiegt den Kopf. Seine langgeschlittenen, immer thränenden Augen blickten vorwurfsvoll auf den Kollegen.

„Sie sollten die Sache nicht so von der spaßhaften Seite nehmen, Voltmar.“

„Die Sache? — Welche Sache?“

„Sie lassen mich ja nicht zu Worte kommen. Es handelt sich um — Ihre Frau.“

„Meine Frau?“

Richard fühlte, wie ihm alles Blut zum Herzen strömte. Einen Augenblick war's ihm, als wirble die Welt in tollen Drehungen um ihn herum. Das lange, gelbe, salbungsvolle Gesicht vor ihm verzog sich zu einer scheußlichen, drohenden Frage. Aber nur ein paar Herzschläge lang. Dann hatte er sich gefaßt.

Er lachte. „Was geht Sie meine Frau an?“

„Um — mich ja nicht gerade. Wenn ich auch gestehen muß, daß es uns allen hier vom Gymnasium — schon aus Ständesrückichten — nicht gleichgültig sein kann —“

„Rober!“ sagte Voltmar tonlos, aber so fest und drohend, daß der lange Mensch ängstlich einen Schritt zurückwich, „jetzt mal ohne Umschweife: was meinen Sie?“

„Ich meine,“ stotterte Rober, „daß allerlei geredet wird über Ihre Frau. Meine Frau hat's gestern auf dem Markt von ihrer Grünframhändlerin gehört —“

„Eine lautere Quelle!“ murmelte Voltmar, dem Schauer auf Schauer über den Rücken rann. Er versuchte mit zitternden Lippen zu lächeln. „Und solchen Klatsch erzählen Sie mir wieder? Und — glauben ihn vielleicht gar?“

Lauernd hingens seine Blicke an dem Munde Robers.

„Glauben?“ sagte der, wiederum aufquellend wie ein nasser Schwamm im Gefühl seiner Moralität — „glauben? Lieber Freund, wenn ich das Hirnverbrannte, himmelschreiende Gewäsch nicht für eine Ausgeburt niederträchtiger Bosheit hielte, würde ich mich für zu gut halten, auch noch ein Wort an Sie zu verlieren. Dann wär's aus. Sie kennen mich ja.“

Er vergrub die Rechte in den Ausschnitt seiner abgetragenen — trotz ihres Alters noch nicht bezahlten Weste und hob den Kopf mit einem wunderbaren Gemisch von Wohlwollen und Vorwurf.

„Glauben? Nein. Aber daß ich Ihnen davon Mitteilung mache — trotzdem es eine äußerst peinliche und undankbare Aufgabe für mich ist — schien mir nicht bloß als Freundschafts-, nein, als sittliche Pflicht geboten.“

Richard juckte die Achseln. „Ich — ich bin Ihnen ja sehr dankbar für den guten Willen — ja gewiß! Aber lassen Sie die Leute doch reden. Was will man dagegen machen? Man ist wehrlos gegen das Gift der Verleumdung.“

Rober legte ihm gewichtig die Hand auf die Schulter. „D nein, Kollege, erlauben Sie! Man kann schon dagegen. Und wenn Sie mir eine Bemerkung nicht überdeuten wollen: Sie haben den Klatsch ja förmlich herausgefördert!“

„Dho!“ lachte Richard. Ihm wurde wieder ein wenig leichter ums Herz. Die Erklärung Robers, daß er das Geschwätz nicht glaube, hatte ihm Mut gemacht. Niemand traute ihm eine solche Handlung zu, ein so tollkühnes Wagnis, mit dem er seine ganze Existenz in Frage stellte.

„Erstens,“ zählte Rober an seinen blutigen Fingern pedan-

tisch her, „durch Ihre überstürzte Heirat. Ohne Verlobung, ohne alles. Wir fielen ja förmlich aus den Wolken! Zweitens: Sie stellten Ihre Frau keinem Ihrer Kollegen, nicht einmal dem Direktor vor. Vielleicht waren wir Ihnen — oder unsre Damen — als Umgang nicht gut genug —“

„D nein,“ lachte Richard. „Aber der Knüttel liegt beim Gumd. Gesellschaften — dazu langts nicht —“

„Drittens,“ zählte Rober unbeirrt weiter, „vergraben Sie sich da draußen im Untenreul — wie aus der Welt! Sie vermeiden unsre gemüthlichen Streipabende, die Vereinsigungen, die philosophischen Versammlungen — und viertens: Sie verstecken Ihre Frau. Kein Mensch hat sie jemals mit Augen gesehen. Beinahe, als ob Sie Grund — na, fahren Sie nur nicht auf! Ich meine es freundschaftlich, wahrhaftig. Und da möcht ich Ihnen dringend raten — lassen Sie mich mal ganz offen sein — Herrgott, wenn die Dame vielleicht schon ein bißchen altlich — ich weiß ja nicht — man mutmaßt so allerlei — oder vielleicht nicht den großstädtischen Firnis hat — sie ist ja wohl vom Lande? — das ist ja alles Nebensache. Sie dürfen sich nicht genieren, sich mit ihr zu zeigen. Sie müssen heraus! Wenn Sie wüßten, was für Gerüchte, für Blasphemien in der Stadt umgehen — die Folge Ihrer unklugen Zurückgezogenheit — Sie würden nicht einen Augenblick zögern, sie zu zerstreuen. Dadurch, daß Sie Ihre Frau in die Welt, die Gesellschaft einführen, daß Sie —“

Es läutete, und Rober brach hastig ab. „Denken Sie dran!“ mahnte er, Richard die lange, blutlose Hand hinstreckend. „Sie sind ein junger Hitzkopf. Aber ich kenne die Welt.“

Und nun sollte Richard fünf Stunden lang unterrichten! Noch nie war ihm ein Vormittag so lang geworden. Die Jungen wunderten sich über seine Zerstreutheit, sein heftiges Aufbrausen — und dann wieder über die stumpfe Gleichgültigkeit, mit der er die stümpernde Doidüberlegung seines „Schwarzen Schafes“, des Siegfried Wolf, über sich ergehen ließ.

Eins war ihm aber klar geworden während dieses qualvollen Martyriums: Lene durfte nichts erfahren. Ihre Unbefangenheit sollte nicht gestört werden. Doch sah er ein, daß Rober nicht unrecht hatte. Er mußte sich mit ihr zeigen. Ihre ruhige, klare, feste Persönlichkeit, der echt weibliche Reiz ihrer Erscheinung würde die tollen Vorstellungen, die sich über sie gebildet hatten, leicht zerstreuen.

Die beste Gelegenheit, sie zwanglos bei seinen Kollegen einzuführen, würde das nahe Schülerfest sein.

Als er ihr davon sagte, war sie sehr erstaunt. Aber sie willigte nach einigen Bedenken ein. Der kleine sollte so lange unter der Obhut der Steigenberg bleiben, die eine ganz verrückte Zärtlichkeit für das Kerlchen gefaßt hatte.

Der Festtag kam, so blau und golden, mit so röllich warmen Sonnenstrahlen, so bunter, leuchtender Laubpracht, mit einem so süßen, halb lachenden, halb wehmüthvollen Zauber, wie nur ein Septembertag haben kann.

Richard Voltmars Herz klopfte in heftiger Beklemmung, als er mit Lene den Weg nach dem Festplatz einschlug. Von Zeit zu Zeit warf er verstohlen prüfende Blicke auf ihr Gesicht, auf ihre ganze Gestalt.

Wahrlich, er konnte Ehre einlegen mit seiner Frau!

Sie verstand die weibliche Kunst, sich gut zu kleiden. Selbst in dem schlichtesten Hausanzug sah sie nett und zierlich aus. Sie gab auch etwas auf ihre hübsche Erscheinung, schon aus Selbstachtung und Ordnungsliebe.

Die Harmonie, die stille, sichere Ruhe und Einfachheit, die ihr ganzes Wesen beherrschte, strömte wohlthuend von ihr aus. Und so fest und gelassen, ohne Wangen und Schüchternheit ging sie an seinem Arm. Unter dem kleinen fleidsamen Frauenhütchen war ihr brünettes Gesicht wohl blasser als sonst. Aber in ihren Augen stand ein stilles, tapferes Selbstbewußtsein.

Gottlob! dachte er, daß sie nichts ahnt von den verrückten Vorstellungen, die über sie umlaufen!

Und dann wieder: Was werden sie alle für Augen machen!

Er genoß schon im stillen die Verwunderung der Kollegen wie einen Triumph.

Auf dem Festplatz war schon ein Gewimmel von großen und kleinen Leuten. Ein buntes Bild! Es war, als wollten die Menschen mit der Natur wetteifern im Prunk mit leuchtenden, schreienden Farben.

Und über allem heiteren Runterbunt, Gemoge und Gepspreize die dunkle, einfache, immer gleiche Majestät des Nichtenwaldes.

Die Jugend tummelte sich noch zwanglos auf dem weiten Rasenplatz. Eltern und Angehörige, auch viele Freunde der Anstalt waren erschienen. Es gab immer viel Hübsches zu sehen, und die Eitelkeit der Väter und Mütter, deren Vuben Preise einheimsten, war ergötzlich und rührend zugleich.

Volkmar drängte sich mit Lene durch die Menge, die sich einen guten Platz zum Zuschauen gesichert hatte und einen dichten Kordon um das Turnierfeld bildete. Eben trafen die Kleinsten zu einem Reigen an.

Da fühlte Lene auf einmal, wie ein leiser Ruck durch Richards Körper ging. Im nächsten Augenblick blieb er vor einer Damengruppe stehen, verneigte sich und stellte seine Frau vor.

Lene sah in ein halb Duzend Gesichter, die alle Grade des Erstaunens, der Ueberraschung, ja sogar der unverkennbarsten Befremdung deutlich zur Schau trugen.

Kühle, steife Verbeugungen, konventionell lächelnde Miene, matte Händedrucke, ein paar leere Höflichkeitsphrasen. „Freue mich ungemein!“ — „Sehr angenehm!“ — „Endlich haben wir das Vergnügen!“

Kornelie Urban war die letzte, die ein Begrüßungswort fand. Ihr unbewegliches Gesicht zeigte ein starres Maskenlächeln, als sie glatt und zuvorkommend sagte: „Gnädige Frau haben uns aber lange auf die Freude warten lassen. Sie kennen zu lernen!“

Lene sagte ganz einfach: „Ich will mich nicht entschuldigen. So ein junger Haushalt. Und ich lebe mich schwer ein in neue Verhältnisse.“

Sie war so liebenswürdig und gewinnend, so gar nicht das, was man sich unter ihr vorgestellt hatte, daß die Damen unter sich erstauunte Blicke tauschten.

„Und gefällt es Ihnen hier?“ fragte Frau Wittrich, eine unschöne, kleine, kümmerliche Frau, der die Illusionslosigkeit und die stumpfe Resignation aus den tiefliegenden, dunkel umrandeten Augen sah. Die auffallende, überladene tothbare Toilette, die sie ihrem Mann zuliebe trug, ließ die krankhafte Farbe und die Wellheit der Flüge nur deutlicher hervortreten.

Lene fühlte das warme Mitleiden der glücklichen, geliebten Frau mit der ungeliebten, vernachlässigten. Seine herzlich sagte sie deshalb, unwillkürlich voll Färtlichkeit ihren Mann streifend: „Es ist ja so schön hier, gnädige Frau!“

„Gaha!“ lachte Frau Professor Schulz, die es als Großstädterin für notwendig und vornehm hielt, alle Einrichtungen des Städtchens lächerlich zu machen, „Sie scheinen sehr anspruchslos zu sein, Frau Doktor!“

Lene sah sie ruhig lächelnd an. „Ich hoffe,“ sagte sie. Frau Hober hatte zu ihrem Bedauern nicht erscheinen können, aus Gründen, die man sich mit viel sagendem Lächeln ins Ohr flüsterete.

Richard hatte seinen Zweck erreicht. Seine innere Aufregung hatte sich ein wenig gelegt. Er konnte Lene jetzt ruhig in der Gesellschaft der Damen lassen. Deshalb empfahl er sich. Nur ein kurzer, kräftiger Händedruck, ein Blick, der ihr zurief: Nun halt Dich tapfer! — dann war sie — die Fremde — auf Gnade oder Ungnade den miteinander intim befreundeten Damen überlassen.

Sie fühlte, trotz der Höflichkeit, mit der man sie behandelte, daß sie ein lästiger Eindringling in der Clique war.

Kornelie Urban verhielt sich so ablehnend, als es eben nur anging, ohne die gesellschaftlichen Formen zu verletzen. Und Frau Wittrich, deren Duzfreundin, obgleich von Natur gutmütig und durch ihr schweres Schicksal von Mitleid erfüllt für ihr ganzes Geschlecht, wagte nicht, ihre Sympathie für die hübsche, bescheidene Frau zu zeigen.

Frau Professor Schulz mokierte sich mit Blicken und gelegentlich auch mit kleinen halbklauen, pikanten Ausfällen über die „Landpomeranze“. Eine Frau aus einem Harzort kam nach ihren Begriffen gleich hinter einer Hoftentottin.

Frau Horsmann allein, die älteste in dem Kleinen Kreise, eine feine, liebenswürdige, weißhaarige Frau, der man nachsagte, daß sie noch in ihrer Ehe Latein gelernt habe, um ihres Mannes „rechte Hand“ sein und ihm bei seinen Arbeiten helfen zu können — Frau Horsmann unterhielt sich freundlich

mit der so plötzlich in die exklusive Gesellschaft hineingeschnitten „Kollegin“. Aber die Aufmerksamkeit aller war doch auf das hübsche Schauspiel vor ihnen gerichtet.

Lene horchte auf. Die Damen kannten alle Personen, die mitwirkten, und kritisierten ganz sachgemäß, lobten und tadelten, wußten ganz genau Bescheid, und Lene kam sich so fremd und so überflüssig und trotz aller Höflichkeit so ausgestoßen vor, daß sie nur immer wünschte, die Sache wäre zu Ende und sie könnte nach Hause gehen zu ihrem Kinde.

Eine unbezwingliche Sehnsucht überkam sie allmählich nach dem Kleinen. Und zugleich eine Unruhe und Angst, es könnte ihm etwas geschehen sein. Eine Ungeßlichkeit der Steigenberg vielleicht, die es gewiß gut meinte und ganz aufopfernd war, aber dabei so derb und barhä wie ein Mann.

Und so hatte sie wenig Freude und Aufmerksamkeit. Nur als ihr Mann kam und seine Klasse vorführte, selber wie ein Jüngling, so frisch, feurig und kraftvoll, und alles des Lobes voll war, selbst die kritischen Damen neben ihr —, da fühlte sie einen großen, freudigen Stolz auf ihn und kam sich selber wie gehoben und wie zugehörig vor in diesem Kreise.

Sie hatte ihm versprochen, auf ihn zu warten und sich von ihm zu verabschieden, ehe sie nach Hause ging. Aber allmählich begann ihr der Boden unter den Füßen zu brennen. Es nahm auch gar kein Ende.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der 4. deutsche Acetylentag.

Ueber den derzeitigen Stand der Acetylen-technik gaben die Verhandlungen der vierten Hauptversammlung des deutschen Acetylenvereins, die in dem elektrotechnischen Auditorium des Professors Slaby in der Technischen Hochschule zu Charlottenburg in den letzten Tagen stattfanden, ein übersichtliches Bild. Am ersten Verhandlungstage wurden folgende Demonstrations-Vorträge gehalten: „Ueber komprimiertes und gelöstes Acetylen“ sprach Dr. Paul Wolff-Berlin, während Direktor A. Janet aus Paris einen neuen „Acetylen-Sauerstoff-Brenner und seine Verwendung zum Löten und Schweißen“ vorführte, dem ein Referat von Dr. Caro-Berlin „Ueber Acetylen-Bläslicht, carburiertes Acetylen und Luftgas“ folgte. Am zweiten Verhandlungstage wurden nach der Demonstration einer Großen-Sicherheitslampe für Acetylen durch Ingenieur Manger aus Wüdrath folgende Themen behandelt: über „Außenbeleuchtung für Acetylenanlagen“ referierte Dr. A. Ludwig-Berlin, während Professor Dr. Vogel-Berlin die „Verwendung des Acetylens zur zentralen Beleuchtung“ zum Gegenstand eines Vortrages machte; außerdem hielt F. Viebetanz eine Vorlesung über „Die Konkurrenzfähigkeit der Acetylenbeleuchtung nach den neuesten Fortschritten in der Lichterzeugung“.

Die Verhandlungen ergaben, daß, nachdem die Acetylenindustrie in den letzten zwei Jahren verhältnismäßig wenige Anlagen gegenüber der ersten schnellen Entwicklung zur Ausführung erhielt, jetzt wieder ein schnelleres Tempo beim Bau von Acetylenwerken Platz zu greifen beginnt. Das zur Herstellung von Acetylen gas notwendige Calciumcarbid wird hauptsächlich in Deutschland selbst fabriziert, während einige noch für den deutschen Markt in Betracht kommende ausländische Calciumcarbid-Fabriken mit deutschem Kapital betrieben werden. Der jährliche Verbrauch an Carbid beträgt in Deutschland jetzt ungefähr 18 bis 20 000 Tonnen. Zur Zeit wird in etwa 18 000 Häusern Acetylen gebrannt, worunter sich auch staatliche Gebäude und Schulräume befinden. Am Ende dieses Jahres werden in fünfzig deutschen Städten Acetylen-Centralen vorhanden sein, während im ganzen auf der Erde etwa 200 Acetylen-Centralen existieren, von denen einige in exotischen Ländern liegen. Auch zur Bahnhofsbefeuchtung hat Acetylen schon vielfach Verwendung gefunden; allein in Baden sind in diesem Jahre 10 derartige neue Bahnhofsbefeuchtungsanlagen hinzugekommen.

Aus kommunalpolitischen Gesichtspunkten läßt sich nicht verkennen, daß Acetylenbeleuchtung für viele kleine Ortschaften von großer Bedeutung ist. Allerdings empfiehlt es sich nicht, Acetylen-Centralen in Orten unter 1500 Einwohnern zu bauen, während natürlich die großen Gemeinden für Acetylenwerke, weil fast alle schon mit Gas- oder elektrischer Beleuchtung ausgerüstet, nicht mehr in Betracht kommen. Da es nun in Deutschland eine ganz bedeutende Anzahl von Ortschaften von 4 bis 5000 Einwohnern giebt, die auch heute noch keinerlei öffentliche Beleuchtung besitzen, so ist es klar, daß für die Errichtung von Acetylen-Centralen noch ein weites Feld vorhanden ist. Wenn heutzutage eine Stadt von etwa 4000 Einwohnern eine Zentralbeleuchtung einführen will, so muß sie für eine Steintofengasanlage mindestens 160 000 M. und für eine elektrische Centrale wenigstens 200 000 M. aufwenden; dagegen ist sie in der Lage, für nur 70 000 M. eine sehr solide Acetylenanlage mit einem Gasbehälter von 100 Kubikmeter Inhalt und einem Kohnsch von 5 Kilometer Länge für die Versorgung von zunächst 100 Straßenlaternen und 1500 Anschlüssen zu errichten. Der Betrieb einer Acetylen-Centrale gestaltet sich gegenüber dem von Gas- oder Elektrizitätswerken, die immer einen Betriebs-Ingenieur und mehrere

Arbeiter benötigen, verhältnismäßig sehr einfach. Für die Bedienung einer Acetylen-Centrale genügt ein Mann, der auch nicht einmal den ganzen Tag zu thun hat, sondern mit einer täglichen Arbeitsaufwendung von einer Stunde die Anlage im Betrieb erhalten kann. Für die Sicherheit solcher Anlagen kommt in Betracht, daß man aus den bisherigen Erfahrungen genügend gelernt hat, um durchaus zuverlässig arbeitende Anlagen garantieren zu können, zumal die vom deutschen Acetylenverein aufgestellten Normen für den Bau und den Betrieb von Acetylen-Centralen eine wesentliche Verringerung der Gefahren mit sich gebracht haben. Es kommt ferner in Betracht, daß es jedenfalls den Bemühungen des Vereins gelingen dürfte, die gefahrliche Anordnung von regelmäßigen Revisionen — ähnlich wie bei den Dampfesselanlagen — zu erreichen. In wirtschaftlicher Hinsicht müssen jetzt überhaupt die Acetylenanlagen besser arbeiten, da durch die Verbesserung des Carbid auch eine Erhöhung der Acetylenausbeute erreicht ist, so daß man selbst in Acetylen-Centralen aus einem Kilo Calciumcarbid 240 bis 250 Liter Gas gewinnen kann. Allerdings empfiehlt sich die Aufstellung eines Wassermessers in jeder Centrale, damit eine Kontrolle des verbrauchten Wassers möglich ist. Da sich nämlich das Wasser, das pro Kubikmeter 1100 Liter Acetylen löst, zunächst selbst mit Gas sättigt, so muß natürlich die Ausbeute des Carbid unter die auch in Centralen leicht mögliche Grenze sinken, sobald zuviel Wasser dem Entwickler zugeführt wird und der auf diese Weise herbeigeführte Acetylenverlust auch das wirtschaftliche Ergebnis beträchtlich verschlechtern. Der Verkaufspreis von 1 Kubikmeter Acetylen gas stellt sich in Centralen auf 1,50 bis 2,50 M. Hierbei ist aber zu bedenken, daß Acetylen eine ungefähr sechzehnmal so große Leuchtstärke als Steinkohlengas hat; in Bezug auf den Heizwert stellt sich das Verhältnis allerdings nicht so günstig, da Acetylen gas nur den 2/3fachen Heizeffekt des Steinkohlengases besitzt, wiewohl auch hier durch das Carburierungs-Verfahren, das heißt durch die Schwärzung des Acetylen gases mit leichtflüchtigen Stoffen, wie Benzol, Spiritus, Benzol usw. bessere Resultate zu erzielen sein dürften.

Die angeblich so große Explosionsgefahr ist im Vergleich zu der des Steinkohlengases recht gering. Wenn man in einem Zimmer alle Hähne einer Acetylenanlage 10 Stunden lang offen läßt, so ist noch nicht ein Drittel der Acetylenmenge vorhanden, die zur Bildung eines explosiblen Gemisches notwendig ist. Während Steinkohlengas Vergiftungen herbeiführt, sind derartige Erscheinungen bei Acetylen noch nicht beobachtet worden. In hygienischer Hinsicht ist das Acetylenlicht beim Schreiben, Lesen u. namentlich wenn es durch eine Milchglasglocke abgeblendet wird, einwandfrei, zumal es in Anbetracht seiner geringen Hitze-Entwicklung zu keiner Belästigung des Kopfes führt. Für photographische Kopierprozesse haben sich die Strahlen des Acetylenlichtes als sehr wirksam erwiesen.

Große Bedeutung hat auch schon die Beleuchtung von Häuserblöcken mit Acetylen in kleinen Städten erreicht, da sich immer leicht einer von den angeschlossenen Teilnehmern bereit findet, die geringen Bedienungsarbeiten der Anlage zu übernehmen.

In wie schnellem Maße das Lichtbedürfnis wächst, läßt sich aus der vielfach gemachten Beobachtung erkennen, daß bei auf dem Lande errichteten Centralen die Bevölkerung immer sehr bald die zuerst verwendeten kleinen Acetylenbrenner durch größere zu ersetzen pflegt.

Für die Metallindustrie dürfte das Acetylen zum Löten und Schweißen Bedeutung erlangen. Wenn man nämlich Sauerstoff mit Acetylen unter Verwendung eines geeigneten Brenners mischt, dann erhält man eine Flamme von so hoher Temperatur, daß man damit Eisen sowohl in sehr kurzer Zeit schmelzen, als auch zusammenschweißen kann.

Im Bergwerksbereich sucht man seit langer Zeit nach einer handlichen Gruben-Sicherheitslampe, die bei möglichst geringem Gewicht eine recht große Lichtfülle liefern soll. Eine neue Acetylen-Sicherheitslampe ist nun in der Weise konstruiert worden, daß durch eine besondere Anordnung der Wasserzufuhr die denkbar weitgehendste Sicherheit gegen die Explosion einer solchen Lichtquelle erreicht ist. Man kann diese Lampe hinfallen lassen, ohne daß eine Störung ihrer Funktion eintritt. Diese Acetylen-Sicherheitslampe, die gefüllt nur 3 Pfund wiegt, vermag dem Bergmann während 9 Stunden ein Licht von sieben Normalkerzen zu liefern.

Acetylen ist an und für sich nicht explosiv, doch erhält es diese Eigenschaft, sobald man es komprimiert. Bringt man Acetylen unter Druck, so hat es bei 3/4 Atmosphären bereits eine Explosionswirkung von 18 Atmosphären, während bei einem Druck von 20 Atmosphären die Explosionswirkung auf 200 Atmosphären steigt. Nun werden allerdings die Stahlzylinder für komprimiertes Acetylen vor ihrer Verwendung mit einem wesentlich höheren Druck als 200 Atmosphären erprobt. Demnach könnte also die Explosion von Acetylen in einer Stahlbombe keine Bedenken haben, wenn nicht die Erhöhung komprimierten Acetylen die Explosionsgefahr wesentlich vergrößern würde. Sehr gefährlich ist verflüssigtes Acetylen, da bei seiner Entzündung, die allerdings durch Druck oder Stoß noch nicht beobachtet worden ist, sondern direkt erfolgen muß, Druck bis zu 5000 Atmosphären auftreten.

Eine Erhöhung der Explosionsicherheit von komprimiertem Acetylen hat man dadurch erreicht, daß man es in Aceton, welches etwa das 25fache seiner eignen Menge aufzunehmen vermag, löst. Aceton ist eine bei 56 Grad Celsius siedende Flüssigkeit, die bei der Essigsäurebildung erzeugt werden kann. Wenn nun auch auf diesem Wege eine Erhöhung der Explosionsicherheit erreicht werden

ann, so ist damit doch noch nicht dieses Problem gelöst. Preßt man dagegen das Acetylen in gewisse poröse Massen, so ist jede Explosionsgefahr ausgeschlossen. Diese aus der Explosionschemie bekannte Thatsache erklärt sich dadurch, daß die engen Kapillarröhren die Explosion hintenanhalten, was man dadurch zeigen kann, daß es nicht möglich ist, in Röhren von 0,5 Millimeter Durchmesser Acetylenexplosionen herbeizuführen.

Nachdem es gelungen ist, auch ein brauchbares und billiges Acetylen-Bläschlicht zu schaffen, hofft man, auf dem Wege der Erzeugung von Preß-Acetylen auch große Intensitätsquellen zu erreichen. —

B. M. G r e m p e.

Kleines feuilleton.

k. Im Konservatorium der „Mimi Pinson“. In Paris hat die von Gustave Charpentier, dem Komponisten der „Louise“, ins Leben gerufene Bewegung, die den Arbeiterinnen die Musikgenüsse erschließen will, auch zu der Begründung eines „Konservatoriums der Mimi Pinson“ geführt. Sie sollen hier Unterricht im Singen, Tanzen und Harfenspiel erhalten. Es herrscht ein fröhliches Leben in diesem Konservatorium; ein Besucher entwirft davon folgendes anziehende Bild: „Es ist acht Uhr abends. Unter den Fernleuchten der Maison Pleyel hört man Gelächter und freundschaftliche Begrüßungen. Es ist eine Versammlung von Schülerinnen des Konservatoriums der „Mimi Pinson“. Mit gewisserhafter Pünktlichkeit kommt Gustave Charpentier, der Begründer des Konservatoriums, und ein Gehilfe M. Yvon, der Direktor der Maison Pleyel, der das Gebäude den jungen Pariser Arbeiterinnen zur Verfügung gestellt hat. Denn diese Schülerinnen des Komponisten der „Louise“ sind alle Arbeiterinnen; ihr einziges Zeugnis für die Immatrikulation ist eine Bescheinigung ihres Arbeitgebers. Wohnen wir zunächst einer Uebung der Gesangsklasse bei. In der Mitte des Zimmers steht ein Klavier, vor dem M. Jusien Torche sitzt. Er spielt eine Tonleiter, die gleichzeitig von einem schwächern Neuling gesungen wird. Die Stimme ist rein, aber sie kommt schlecht heraus. Das Mädchen ist rot wie eine Röhrlilium. Die Schülerinnen werden in zwei Abteilungen geteilt, von denen eine auf Tonleitern beschränkt ist, während die andere, obgleich sie noch weiter Tonleitern übt, sich an Chören erprobt wie „Hymne an Victor Hugo“, „Phigénie auf Tauris“, „Samson und Dalila“ usw. M. Lantelme prüft die Stimmen. Im ganzen sind es dreißig Schülerinnen. Jede nimmt, wenn an sie die Reihe kommt, ihren Platz neben dem Klavier ein, mit flammenden Wangen und glänzenden Augen. Und obgleich die Stimmen manchmal zittern und die Herren der Anfängerin sehr mitgenommen werden, herrscht doch der Geist der Kollegialität. An dem Harfenunterricht nehmen zwölf teil, und die Saiten klingen in einem seltsamen Gemisch, wenn M. Heywang, der Lehrer, in die Hände klatscht, um den Rhythmus zu bezeichnen. Dies ist die dritte Stunde, die Fingerübungen bringt. Einige junge Mädchen können schon Klavier spielen, alle haben eine Idee von den Tonleitern. Einige Schülerinnen lassen sich beim Harfenspiel so gut an, daß sie bald selbst in den verschiedenen Pariser Stadtvierteln Unterricht geben werden. „Mimi Pinson“ ist überall und arbeitet überall. Man findet sie in den entlegensten Stadtvierteln. Bald wird jedes Stadtviertel seinen Mittelpunkt künstlerischer Erziehung für die Arbeiterinnen haben. Von den in diesem Kursus eingeschriebenen 1500 Schülerinnen sind schon 83 Pianistinnen und vorzügliche Musikrinnen. In dem Tanzkursus lernen sie nicht eigentlich tanzen. Charpentiers Idee ist nicht, den Geist der Mädchen von ihrer Arbeit abzuwenden, indem er ihnen einen Geschmack an theatralischen Fertigkeiten giebt. Er wünscht eher, den Pariser Arbeiterinnen einen solchen Begriff von der Kunst zu geben, daß sie später eine Art Gesellschaft bilden können, die große Schauspiele ausführt, an denen Gesang, Harfe und Tanz ihren Anteil haben. So lernen sie eine besondere Art Tanz, einen Tanz ammutiger Stellungen und geschmeidiger Bewegungen. Heute abend giebt Mlle. Souplet vom Odéon den Unterricht. Aber was für Verrenkungen und welche Steifheit geht der Armut und Geschmeidigkeit voraus! Die jungen Mädchen schreiten in Gruppen zu vierein vor. Mit einer Hand ergreifen sie im gegen die Wand befestigtes Red. Dann hocken sie nieder, die Hüfte einige 20 Centimeter getrennt und auch die Knie weit auseinander. Diese häßliche Stellung ist sehr wichtig, um sie geschmeidig zu machen. Lustiges Gelächter begrüßt die linlichen Versuche der Anfängerinnen, in das sie selbst mit einstimmen. Mlle. Souplet geht die Reihen entlang und verbessert jede Pose. „In der Stellung bleiben. Nicht nachlassen,“ ruft sie. Und so üben die Schülerinnen, erheben sich und fallen in diese Stellung und versuchen dabei den Oberkörper völlig gerade zu halten. Nach einigen Monaten wird man sehen, ob Charpentiers Traum sich verwirklicht. . . .

Theater.

Lessing-Theater. „Das Theaterdorf“. Lustspiel in 3 Akten von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg. — Die Russenseer leben schlecht und recht wie ihre Väter. Alle fünf Tage nur kommt die Post in das entlegene Alpenbüschchen und im Sommer giebt es seit Jahren im Dorf eine regelmäßige Kurgast. Da führt der Zufall eine Justizratsfamilie und auf ihrer Spur einen jungen thätendurstigen Schauspieler in dieses friedliche Büschchen. Als bald gerät alles in wilde Bewegung. Ehrgeizige Träume, den einen Kurgast zu verhindern, haben schon lange in den Häuptern der Russenseer, wenn

fie beim Bier versammelt waren, gespuht. Aber dem hochfliegenden Gedanken hat die That gefehlt. Der junge Schauspieler, der, da er in seinen Rollen bisher nicht gerade hinreichend gewirkt hat, ein Regie-Genie in seiner Brust spürt, weist ihnen den Weg. Er will der Feldherr und Organisator ihrer Siege sein. Groß ist die Macht der Natur, größer die der Kunst — wenn die Berge nicht ziehen, wird das Theater ziehen. Was die Schliersee, was die Tegernsee vermochten, muß auch den Ruffenseern möglich sein. Bayern und Erdgeruch giebt's hier nicht weniger wie dort. Also, nun da der richtige Führer, der Mann der Initiative sich gefunden, muß eine Ruffenseer Heimatkunst geschaffen werden können. Natur und Kunst sei eines nur — und welche Kunst wäre mehr Natur, als die von Bayern selbst gespielte „Bauernkomödie“ und Volksfage! Eine Scheune wird die Geburtsstätte des Neuen sein. Weit her aus der ganzen Umgebung werden die Kurgäste herbeiströmen, das Wunder anzustarren. Der Name Ruffensee erhält Klang und Berühmtheit! Die Preise steigen! Die Aussicht begeistert die Bayern. Der junge Mann erblickt, weitsehenden Geistes, sich schon an der Spitze eines Ruffenseer Komödiantentrupps steigreich durch ganz Deutschland ziehen. Ein richtiger Schauspieler-einfalt! Und auch für das Volkstück ist gesorgt. Der greise ehrwürdig-liebenswürdige Herr Pfarrer hat im stillen Stämmlein einige poetische Jugendsünden liegen, darunter auch ein Schauspiel, das eine richtige Ruffenseer Volksfage behandelt. Die Güte und Bescheidenheit selbst, dachte er nie, die Menschheit damit zu beunruhigen. Doch wenn der Ruf des Schicksals erschallt, wer kann widerstehen? Ein bißchen Eitelkeit hat jede Dichterseele. So gelingt es dem enthusiastischen Mimen, das Manuskript ihm abzurufen und alsbald rüden die Bayern, jeder mit einer Rolle bewaffnet, zur ersten Probe ins Wirtshaus.

Die Musterung, die der künftige Herr Theaterdirektor, von der kunstschwärmenden Frau Justizrätin assistiert, über seine Heerschaaren abhält, während der angestammte Kurgast mit dem Justizrat zusammen grollend beiseite sitzt, verläuft, wie man sich denken kann, nicht gerade ermutigend. Da ist der Bastl, der seine paar Worte absolut nicht hat in den harten Kopf hereinbringen können, der Dorfhirt, der dumme lächelnd mit seinem Vorfuß abschießt, das junge Bauernfräulein, das entrüstet darob, daß ihr Mann im Stück eine fremde Person abzubuffeln hat, wirksam Protest einlegt usw. usw. Die Stimmung wird immer hitziger. Und als der Herr seinem Volke endlich energisch Ruhe gebietet, rüden die erregten Scharen in offener Meuterei raufschreitend näher, so daß der Jünger der Kunst schmählich die Flucht ergreifen muß. Nur der unentwegt hoffnungsvolle Herr Pfarrer, die Kathi, die dem Franzel böse ist, und der Franzel, der die Kathi gern hat, bleiben allein auf dem Schauplatz zurück. Sehr niedlich ist es, wie Hochwürden, der jetzt, als neuentdeckter Autor, nur noch sein Stück im Kopf und im Herzen hat, die trogige Kathi, die die Liebeszene mit dem Franzel absolut nicht proben will, mit Mühe dahin bringt und wie dann aus dem Spiel plötzlich Ernst wird. Als er das Feuer löschen will, ist's schon zu spät, und schließlich hat der alte Herr, der sich sein Leben lang am Liebesglück der andern still vergnügt hat, selbst seine Freunde daran. Damit ist die parodistische Komödie der ländlichen Theaterfexerei sowie die kleine mit-hinverwobene Liebesaffäre eigentlich zu Ende. Der dritte Akt ist nur ganz lose angefügt. Der Justizrat zieht noch einmal kräftig die Moral des Ganzen, der Pfarrer sieht treuherzig ein, daß ihm die liebe Eitelkeit den Streich gespielt hat, verschließt sein Manuskript, beruhigt die erregten Weiber und sucht hilfsbereit naiv den bauernschlauen alten Kreuzshuber, der Kathis Wort hat und sie dem Franzel nicht überlassen will, zu seiner Philosophie des stillvergünstigten Zusehens zu belehren. Natürlich ohne Resultate. Um so schneller führt die derbpfiffige Methode, mit der die Kathi dann den Bauer in Arbeit nimmt, zum Ziele; der Schauspieler, der den Verus verfehlt hat, wird dafür Bräutigam, und so ist alles in Ordnung.

Trotz vieler Längen wurde der erste und vor allem der wirklich muntere zweite Akt mit großem Beifall aufgenommen. Der letzte hätte ohne das seine Spiel Adolf Kleins als Pfarrer und vor allem Höfers, der den flachstizzierten Kreuzshuber des Stückes in einen höchst unterhaltlichen Kauz verwandelte, leicht schlimm auslaufen können. Auch so war der Applaus am Schluß bedeutend schwächer und mit merkwürdiger Opposition gemischt. — dt.

Freie Volkshöhne (Metropol-Theater). „Was Ihr wollt“, Komödie von William Shakespeare. — Im Bereiche der Weltliteratur giebt es ein Häubervort, keiner Nation, außer der englischen, so anheimelnd vertraut, als der deutschen: Shakespeares! Wollen wir erschüttert oder erhoben sein, sind wir ermüdet vom mikrokosmischen Kram unsrer Tagesdramatiker, so pilgern wir zu dem großen Briten. Als träte man aus einer engen dumpfen düsteren Stube in ein sonniges Gartenland, so mutet es uns an. Alle Fesseln fallen. Vom Gemüte entweicht die erbige Schwere, vom Auge die Trübsigkeit, vom Unterarm verspüren wir einen Hauch, das Leben umbraust uns in urechtester Gestaltung: die kleine Theaterbühne weitet sich zur Welt! Daß uns diese ewig alte, ewig junge Offenbarung nun abermals widerfuhr, verdanken wir der umsichtigen Leitung des Vereins, die einem großen Kreise seiner Mitglieder Shakespeares „Was Ihr wollt“ am letzten Sonntage in brillanter Darstellung vorüberführte. Zwei gleichsam „in der Erscheinungen

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW

Flucht“ beruhende Pole sind es, von denen in dieser Komödie alle Handlung ausgeht und zwischen die der Dichter die Skapriolen seiner sprudelnden Laune geworfen: Orsino, Herzog von Illyrien, und Gräfin Olivia. Dennoch sind beide nicht die Hauptträger des Ganzen. Wenig günstig hinsichtlich der Maske und etwas zu konventionell-pathetisch gab Oskar Veraun den Herzog, Frau Dörmann-von Littig, deren Begabung doch vorwiegend in die Sphäre des Salons- und Wiener Dialektstücks zu neigen scheint, wurde der Gräfin gerecht. Nur hätte man noch etwas verinnerlichtes Spiel und feinere runde Bewegungen gewünscht. Die Manier, für's Publikum zu sprechen und zu mimen, läßt sich ja leicht beseitigen. Die in der Bühnensprache verpönte Betonung in dem Worte „Ceremonien“ auf der dritten, statt vierten Silbe ist wohl nur dem Kundigen aufgefallen. In Viola begegnen wir nicht nur der eigentlichen Heldin des Stückes, sondern auch einer der bedeutendsten und schwersten „Hosenrollen“, deren Reiz nicht zuletzt durch die ihr innewohnende echt weibliche Decenz erhöht wird. Hilda Dittmar setzte all ihr reiches Können ein. Sie war ein liebreizender Page, eine beredete Sprecherin und vermochte in allem und jedem den tiefen wunder-vollen Gehalt der Rolle annähernd zu erschöpfen. Die Künstlerin spielte auch die Partie des verschwundenen Sebastian bis an die letzte Scene und verstand es, beides charakteristisch von einander zu halten. Es fragt sich aber doch, ob diese Episodenrolle, der Deutlichkeit zu Liebe, nicht besser von einem zweiten Darsteller, dessen ja so wie so am Schluß nicht zu entraten ist, durchgeführt wird. Den Gegenpol der vorausgenannten Gestalten bildet nun das Völkchen der Thoren, Narren, Käuze und Schelme, welche im grotesk komischen Zusammenspiel und Widerpart Shakespeares genialen Humor verkörpern und dem ganzen Stücke zum unwiderstehlichen Siege verhelfen. Es sind die prachtvollsten Typen, die uns der „große William“ so und nicht anders aus dem reichen Füllhorn seiner uniberfallsten Menschenkenntnis und Dichterlaune gleich einem Spiele bunter Karten über die Bühne tanzen lassen kann. Aber der prachtvollste Kerl ist doch Malvolio, Olivias verliebter und so arg gepöppelter Hausmeister. Adolf Klein sen. schuf in Gestalt, Sprache und Gebärde einfach ein festumrissenes Meisterstück! Kumpane ganz anderer Art sind Malvolios weinselige und schadensfrohe Widersacher. Gustav Kober, der mit Recht gerühmte Napoleone-Darsteller, als Junker Tobias von Kälpl, Adolf Klein jun. als Junker Christoph von Bleichenwang, Martin Homburg (Fazio), Heinz Gordon als wigig-farlatischer Narr stellten ein köstliches Vierblatt dar. Gleichsam als Seele aller bewährte sich Frau Auguste Frasch-Grevenberg als Maria, das Kammermädchen. Der leibhaftige Schabernad, verführte sie die fröhlichen Schelme zu tollster Ausgelassenheit. Da war's kein Wunder, wenn diese Fünfl im Zuschauer-raum wahre Stürme von Lachlust und Heiterkeit entfesselten. Alles in allem: es gab eine auch hinsichtlich der Regie und Inszenierung prächtige Vorstellung.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich das beigegebene Bühnenheft lobend erwähnen, welches außer Shakespeareschen Sonetten drei vorzügliche Aufsätze über „Was Ihr wollt“ (Conrad Schmidt), „Emile Zola“ (Johannes Schlaf) und „Zola und das Theater“ (Friedrich Stampfer) enthält und somit eine schätzenswerte Beigabe darbietet. Willkommen dürfte ferner auch die Mitteilung sein über die von der Vereinsleitung für den 29. Oktober geplante Zola-Feier, zu welcher der Münchener Schriftsteller R. G. Conrad, bekanntlich ein langjähriger persönlicher Freund des nun verewigten großen Romanziers, die Gedächtnisrede halten wird. — e. k.

Humoristisches.

— Erklärung. Angehende höhere Töchter „Mama, in dem Märchen war von einer häßlichen Prinzessin die Rede. Gelt, das kann nur ein Socialdemokrat geschrieben haben?“ —

— Training. Jodler: „Ich thät mir gern meinen Zahn plombieren lassen, aber da krieg ich wieder zuviel Gewicht.“ — („Simplificissimus.“)

Notizen.

— Das Neue Theater bringt als nächste Novität das Schauspiel „Die Herren der Schöpfung“ von Alfred Bringer. —

— Die Aufführung einer Pantomime von Frank Bedekind „Die Kaiserin von Neufundland“ wird im Wunten Theater gegenwärtig vorbereitet. —

— Josef Werkmanns Volkschauspiel „Der Kreuzwegstürmer“ erzielte bei seiner Erstaufführung im Wiener Raimund-Theater einen großen Erfolg. —

— In New York ist ein Regier-Theater eröffnet worden. —

— Das Kunstgewerbe-Museum wird, voraussichtlich vom November an, abends von 7^{1/2} bis 9^{1/2} Uhr (außer Sonntag und Montag) geöffnet sein. Man beabsichtigt, im Lichthofe Sonderausstellungen aus bestimmten größeren Gruppen des Museums zu veranstalten; begonnen wird mit der Kunst der Renaissance. —

— Peter Behrens ist zum Leiter der Düsseldorf-er Kunstgewerbeschule berufen worden. —